

Garten Élin

Teil eins: Reisen ◊ Teil zwei: Maskerade ◊ Teil drei: Unruhe ◊

Teil vier: De Dalgan ◊ Teil fünf: Der Eloigain ◊

Teil sechs: Lichterhort ◊ Teil sieben: Ungnade ◊ Teil acht: Dégos ◊

Teil neun: Elathan und Dwaroidhir von Dionatha ◊

Teil zehn: Lichtwechsel ◊ Teil elf: Adhnas Blick

Leseprobe

© 2021 Sarah Finke, 97070 Würzburg

s_finke@t-online.de

TEIL EINS: REISEN

1.

Kalt blies der Nordwind, stemmte sich gegen das Schiff, das ihm graue Meile für graue Meile mühsam kreuzend abtrotzte. Wie am Silangirpass, dachte Helenya; das Schneiden ist in den tauben Wangen kaum noch zu spüren, gegen den Druck des vollen Sturmes fällt das Atmen schwer. Sie sollen zusammenbleiben, schreit der Vater, nur sie, die seine Hand hält und sich hinter seinen Rücken drängt, kann es hören. Da hatte es auch solche Eiskügelchen geschneit, in heulenden Wolken zusammengepresst.

„Dort, seht Ihr? Wo die Wellen sich brechen!“

Die aufgeregte Stimme des Leutnants rief sie in den Windschatten des Aufbaus zurück, sie musste aufmerken und seinem ausgestreckten Arm folgen. Zackige Wellenbuckel mit Fahnen aus Sprühregen an den Kämmen kamen von einem unsichtbaren Horizont, zerplatzten, klatschten an die Planken, schlugen über den Bug. Doch weit hinten im Halbdunkel sah sie jetzt Gischt emporsteigen, ohne Geräusch erhob sie sich wie Eis, das schimmerte und erlosch, schimmerte und erlosch. Und eher dass sie ihn ahnte als dass sie ihn wirklich sah, grau wie Meer und Himmel selbst, erblickte sie dazwischen den Felsen.

„Die Nordprovinz“, sagte der Leutnant ernst. Er hatte eine poetische Ader, wie sie schon hatte feststellen dürfen; verstohlen musterte Helenya ihn und fragte sich, ob dies nun wieder ein Moment sei, in dem ein lyrischer Erguss zu erwarten stand. Seine linke Hand tastete den Bauch ab, während er sich mit der rechten auf die Reling stützte. Diese Angewohnheit hatte sie im Verlauf ihrer kurzen Bekanntschaft

oft an ihm beobachtet. Wie jemand einen kostbaren Gegenstand nicht aus der Hand legt, befühlt er seinen Leib, als habe er bei allem, was er tut, Angst, ihn doch noch zu verlieren. Sein trotz der Blässe schönes Gesicht wandte sich ihr jetzt nicht mehr zu, ganz versunken in den Augenblick der Landsichtung sprach er:

*In jedem meiner Träume steigst empor
Aus grauen Wellenwiegen, Kára, du,
Durch gischtumwachter Klippen wildes Tor
Treibt deiner Küste meine Sehnsucht zu.
Die Winternacht macht dein Gesicht nicht trüb,
Durchwachst im Sagentraum doch du sie hold;
Élins Juwel! Wie ist dein Glanz mir lieb!
Dermant, gefasst in eothar'sches Gold.*

„Estegon von Durien, nehme ich an“, rief sie munter, und brachte ihn damit wie beabsichtigt zum Lächeln.

„Ihr schmeichelt mir! Aber ich habe ein zu großes Vertrauen in Eure Belesenheit, als dass ich annehmen könnte, Ihr wisst tatsächlich nicht, von wem diese Zeilen stammen. Die Empfindungen eines jeden drücken sie aus, der in Kára aufgewachsen ist und dann in seinem späteren Leben von dessen Küsten fortgerissen wurde.“

Helenya verzichtete auf eine Erwiderung und überließ ihn seiner Heimatliebe und seinem freundlichen Irrtum. Vor zwei Tagen hatte man ihm zum ersten Mal erlaubt, sich ein wenig an Deck zu ergehen. Langsam, die dunklen Augen voll vom ungewöhnlich ruhigen Abend, tritt er an die Reling, fast genau dort, wo sie jetzt standen. Er bemerkt sie nicht sofort; ihr ist es unangenehm, Zeugin dieses ersten Grußes an die zurückgewonnene Welt zu werden, und sie will sich eben davonmachen, da dreht er sich zu ihr um. Sein Gesicht leuchtet erneut.

Fast zwei Wochen dauert ihre Fahrt zu diesem Zeitpunkt schon, Helenya wagt kaum sich auszumalen, in welchem Elend der Verwundete sie ganz allein in seiner Kabine verbracht hat.

„Wir haben uns doch auf dem Gang gesehen, als sie mich an Bord getragen haben, nicht wahr?“, redet er sie an.

„Ja, ich erinnere mich, und es freut mich aufrichtig, Euch jetzt auf den Beinen zu sehen.“

Er erwidert nichts, doch Helenya spürt, dass es nur ein Schweigen der Befangenheit ist und nicht der Ablehnung. Der offene Ausdruck seines Gesichtes zeigt ihr, dass er gern eine Unterhaltung mit ihr anknüpfen will. Sie fragt sich, ob die Südgrenze, von der er offenbar kommt, für Anteilnahme am Klatsch der Königsstadt Gilgaad von dieser tatsächlich zu weit entfernt liegt, und weidet sich insgeheim doch auch daran, bei einem Eotharier einmal auf etwas anderes zu treffen als Kühle oder selbstgefälliges Mitgefühl.

„Habt Ihr an der Egis-Unternehmung teilgenommen?“, fragt sie, mehr um ihm einen Gefallen zu tun als aus Interesse an dem müßigen Thema. Diesem hübschen Offizier auf Genesungsurlaub würde es noch genug Aufmerksamkeit vonseiten der jungen Damen Káras einbringen. Er nickt leutselig. „Ich war dabei, als der erste Schlag gegen die Tschejkenen geführt wurde, und auch als es zum entscheidenden Treffen nahe der Stadt J*** kam. Bei einem Überfall der Reiterscharen, die seitdem immer wieder über die Grenze dringen, ereilte mich dann mein Missgeschick.“ Er legt die Hand auf die Stelle unter dem Rippenbogen.

„Ihr habt großes Glück gehabt“, sagt sie.

„Glück!“ Sein Gesicht bekommt den nur zu gut bekannten Ausdruck.

„Ein seltsames Glück, das mich nach Kára führt, wo hinter mir eine so unsichere Grenze liegt! Welcher junge Eotharier möchte in diesen Tagen nicht bei den Scharen des Prinzen stehen, um dem König,

diesem so vielfach schändlich gelästerten Greis, das Reich zurückzugeben, das er in besseren Tagen besessen!“

„Ihr habt Euren Teil getan“, antwortet sie höflich. „Jeder leistet das, was er vermag. Andre sind nun in der Pflicht, und an Euch ist es, die Eurigen mit Eurer Rückkehr zu erfreuen.“ Dabei ahnt sie, dass hier Worte vergebens sind.

„Müsste es nicht die Meinigen noch mehr als meine Rückkehr erfreuen“, ruft er auch sogleich, „wenn ich im Krieg meine Pflicht als Sohn nicht nur des Grafen von Durien, sondern auch des Eotharischen Reiches und dessen würdigen Königs tue?“

Einen mächtigen Zauber scheint dieses Land Kára zu besitzen, dachte Helenya jetzt. Ein Fels steigt aus dem Meer auf und schon ist der junge Krieger mit seinen Gedanken ganz im schönen Durien, jener Grafschaft im Nordwesten des Landes, die seit der Zeit der Eroberungsfahrten im Besitz seiner Familie ist.

„Ihr würdet Durien lieben!“, wandte er sich lächelnd an sie. „Oder Dúriain, wie es die Einheimischen aussprechen. Das Land ist hügelig und zerklüftet, Bäume wachsen dort nur spärlich, aber das Licht, Helenya! Jeder Künstler müsste nach Dúriain kommen und das Spiel von Sonne und Wolken auf der weiten Meeresbucht studieren, oder wie an einem windigen Tag – und es ist fast immer windig – die Schatten über die Hügel rasen! Wer das einmal gesehen hat und dabei sein Herz nicht aufjubeln fühlt, der kann kein Mensch sein! Wenn man am Strand steht, weite Strände gibt es dort, ganz ungewöhnlich für Kára, dann ist es, als stehe man am Ende der Welt, denn man blickt auf nichts als endloses Wasser, auf hunderte Meilen gibt es geradeaus kein Land mehr. Und wie wild die Natur ist! In weniger als zehn Minuten kann ein heftiger Westwind Euch komplett in Wolken hüllen, und ein Sturm mit Regen oder feuchtem Schnee ist entfesselt, schneller als Ihr im Hause Schutz suchen könnt. Jemand mit einem leidenschaftlichen

Temperament wie Eurem muss sich dieser Landschaft augenblicklich verbunden fühlen.“

„Dann müsst Ihr Eure Familie überzeugen, sie möge mich doch einmal zu sich einladen“, lächelte Helenya, und fragte sich, was wohl als nächstes käme, nun, da sie schon eine Literatin mit leidenschaftlichem Temperament war. Sein Blick war ernst, das behagte ihr wenig, doch er sagte nichts und wandte sich wieder der Klippe zu, die sich immer deutlicher aus den Wolken hervortat. Seevögel hatten darauf ihren Platz bezogen, ihr hartes Geschrei war in dem Wogenrollen ein fast schon vergessenes Geräusch.

„Wie befinden sich die Frauen A***th?“, fragte Estegon nach einer Weile.

„Nicht eben wohl, befürchte ich.“ Helenya konnte das mutwillige Lächeln nicht verbergen. „Bei solchem Seegang werden sie von Übelkeit geplagt, sie sind nicht daran gewöhnt zu reisen.“

Dass sie selbst nun, wo Leutnant Estegons Anwesenheit an Bord ihnen doch nach wie vor bekannt war, nicht aus ihren Kabinen kamen, ließ in der Tat darauf schließen, welch jammervolle Stunden sie durchlitten.

Als Helenya ihm im Stillen prophezeit hatte, er werde alsbald die mitfühlenden Blicke der jungen Damen Káras auf sich ziehen, hatte sie ihre Rechnung ohne die drei Töchter jener Familie gemacht, der man sie selbst für die Dauer der Überfahrt anbefohlen hatte. Es sollte sich nämlich zeigen, dass durch sie dem Offizier diese Huld schon am nächsten Tag von drei jungen Eotharierinnen auf Besuch in Kára zuteil wurde. „Stellt Euch vor“, sprudelt die Jüngste drauflos, kaum dass Helenya am Frühstückstisch Platz genommen hat, „stellt Euch vor, hier auf dem Schiff gibt es einen weiteren Passagier von Rang, den wir alle noch nicht gesehen haben, weil er verletzt in seiner Kabine lag. Aber heute wird er zur Abendgesellschaft erscheinen, und Kapitän T. sagt, er sei sehr gutaussehend!“

Selbst wenn dem Leutnant dieser Ruf nicht vorausgeeilt wäre, hätte allein die Erwartung eines bisher noch unbekanntem männlichen Passagiers wohl schon genügt, die Neugier der drei Mädchen zu fesseln, versprach dieser Umstand doch zumindest, die allabendliche Runde der wenigen Fahrgäste aus herrschaftlichem Haus, zu der man sich beim Kapitän und dessen hohen Offizieren zusammenfand, ein wenig zu beleben. Nach den fast vierzehn Tagen auf See hatte man sich dort nicht mehr allzu viel zu sagen, und die Langeweile war quälend wie die Krängung des Schiffs. So aber glich die Nachricht einer Sensation, und fast mag es den dreien erschienen sein, als hätte man ihnen den adligen Leutnant absichtlich vorenthalten, nur um ihn an ihrem letzten Abend an Bord als eine besondere Überraschung servieren zu können.

„Ich habe den Damen gestern den Abend verdorben, nicht wahr?“, fragte Estegon nun vorsichtig.

„Ihr habt anschließend eine jede von ihnen mindestens einmal zum Tanz gefordert, keine Schuld kann so schwer sein, als dass Ihr sie damit nicht abgegolten hättet.“

Verblüfft sah sie, dass der Soldat auf ihre Worte hin errötete. In beinahe ärgerlichem Schweigen blickte er wieder aufs Wasser hinaus.

2.

Drei bezaubernde junge Frauen A****th finden sich zur gewohnten Stunde im Speisezimmer ein. Gierig lauern sie auf die erste Gelegenheit, mit dem schmucken Grafen von Durien ins Gespräch zu kommen, und Estegon, der noch immer mit dem Staunen des wieder Auferstandenen umher geht, weiß gar nicht, wie ihm geschieht. Alle drei sind hübsche, in ihrer Aufregung nun auch hinreißend frohsinnige

Geschöpfe, tragen ihre Locken in herrlichen Arrangements (selbst wenn sie, so wie jetzt, darüber klagen, der Wind habe ihnen dieselben beim Weg über Deck ja völlig zerzaust, wird man den Verdacht nicht los, das Zerzaustwerden sei als eigentliche Vollendung mit in den Gesamtentwurf eingeplant worden), und alle drei wissen ihre beachtliche Garderobe mit buchstäblich unheimlichem Geschick so beiläufig an jeden Anlass anzuschmiegen, dass nicht darauf aufmerksam gemacht zu werden sie mit Recht enttäuschen darf. In Estegon finden sie freilich einen makellosen Bewunderer, der in dieser Hinsicht nicht eine Spur von Schuld auf sich kommen lässt.

„Man hört, Ihr wart bei der Egis-Unternehmung dabei?“, stellt schließlich die Älteste die entscheidende Frage.

„Ja“, fällt ihr die Jüngste ihr sogleich in die Parade, „wir haben uns schon alles über Euch erzählen lassen, was in Erfahrung zu bringen war. Ein richtiger Kriegsheld seid Ihr, weil Ihr an zwei Schlachten teilgenommen habt, die bald in jedem Geschichtsbuch stehen werden!“

„Wir haben nur getan, was recht und billig war, und was die Pflicht von einem jeden Eotharier, der auf der Höhe seiner Kraft steht, verlangt.“

„Wie wahr!“, ruft die Älteste, „ganz genau das habe ich neulich auch zu dem Bruder einer Kameradin gesagt: Wenn du deinen Heldenmut beweisen willst, sage ich, dann erzähle mir nicht deine Jungengeschichten, sondern schließe dich den tapferen Scharen Prinz Telargons an!“

Herr A***th, der sich nicht wenig zu wundern scheint, in seinen Töchtern drei flammende Befürworterinnen dieses Krieges zu sehen, wendet ein: „Aber der junge Mann ist der einzige Sohn des Gutsherren, er wird einmal all dessen Besitz und die damit zusammenhängenden Pflichten erben. Es gehört sich nicht für ihn, sich irgendwo an der Südgrenze totschießen zu lassen.“

„Wenn Ihr gestattet, Herr A***th“, sagt Estegon darauf, „auch ich bin der einzige Sohn des Grafen von Dúriain. Doch ist es nicht ein Leben in Sicherheit und Behaglichkeit, das sich für einen Eotharier schickt, ganz gleich wessen Nachfolge ihm zusteht. Wir heutigen jungen Leute aus alter Familie haben ein empfindliches Pflichtbewusstsein gegen die Unsrigen, wir wissen aber auch: Wenn wir ein Unrecht sehen, müssen wir eingreifen, bedeute dies auch, unser Leben zu wagen.“

„Und wer könnte die Schmach vergessen haben“, ruft die mittlere und belesenste der drei Töchter, „die uns zugefügt wurde, als unser König das Gebiet nördlich der Flussschleife abtreten und damit die natürliche Grenze, die das eotharische Reich im Süden von dem Staatenbund der Tschejkenen scheidet, aufgeben musste! Wer hätte noch länger ertragen können, wie unsere Landsleute, die mit gutem Recht ihren Anspruch geltend machen, das zu sein, was sie sind: Eotharier! –, unter den Schikanen der Besatzer litten? Wahrlich, wer da noch an sein Privileg als ältester oder einziger Sohn denken kann, der, möchte ich sagen, ist kaum wert, dass man ihn einen Eotharier heißt!“

„Egis!“, ruft Estegon, in dem nun die Leidenschaft erwacht, „mächtiger Strom, geboren aus dem ewigen Schnee des Großen Gebirges, Begleiter des Wanderers, der aus dem Silangirtal kommend die westlichen Lande betritt, du bist die einzige rechtmäßige Grenze, die ein Eotharier anerkennen kann, dein Lauf umschließt ein Reich im Süden, dem im Norden erst das graue Eismeer ein Ende setzt!“

„Darauf trinken wir!“, ruft Frau A***th begeistert. „Auf ein eotharisches Reich, das sich endlich wieder vom Egis bis zum Nordmeer, vom Großen Gebirge im Osten bis zu den Felsen des Weißen Gebirges und den Wassern des Golfes von Eotha erstreckt, der das geliebte Stammland umspült!“

Alle springen von ihren Stühlen, und Helenya traut ihren Ohren nicht: Kapitän T., den sie als einen ernsten, nüchternen Menschen erlebt hatte,

stimmt ein patriotisches Lied aus der Zeit des Stammland-Krieges an, als das alte Land Eotha von den Tschejkenen und den Völkern im äußersten Westen gleichzeitig angegriffen wurde. Es war das erste und einzige Mal, dass fremde Truppen bis auf den Boden der Golfinsel gelangten.

Estegon hat eine schöne Stimme, nicht ungeschult und von angenehmer Intonation. Staunend blickt Helenya ihn an. Seine Hand ruht unter dem Rippenbogen, eine Sängerpse nun, sein Gesicht glüht vor Heldeneifer, manchmal bewegt sich sein Kopf mit der Melodie auf und ab, bis ihm dunkle Haarkringel in die Stirn rieseln. Jeden im Raum, selbst den alten Diener in der Ecke, umschlingen seine Augen als Kameraden, auch sie trifft schließlich sein Blick: Sofort lächelt er sein seligstes Lächeln. Wer in diesem Augenblick sein Herz nicht fühlt, besitzt keins, denkt sie.

„Ihr seid so still, Frau Helenya!“, sagt er, als wieder Ruhe einzukehren beginnt. „Was ist denn Eure Meinung zu dem Egis-Feldzug?“

Augenblicklich halten alle inne und starren ungläubig auf den jungen Mann. Die jüngeren Schwestern A***th stoßen sich kichernd mit dem Ellenbogen an und werfen sich bedeutende Blicke zu. Alle anderen beginnen nun zu versuchen, sich ebenso arglos zu geben, wie die Frage des Leutnants gemeint war; die Schlichteren blicken auch einfach betreten zu Boden.

„Ja, liebe Frau Helenya“, sagt nur die älteste der jungen Frauen A***th tückisch, „teilt uns doch Eure Ansichten mit, da sie ja nicht ganz die unsrigen zu sein scheinen, wenn man danach urteilt, dass Ihr als einzige nicht mitgesungen und Euer Glas zwar mit uns etwas emporgehoben, nicht aber getrunken habt.“

Diese Boshaftigkeit bringt selbst die beiden Schwestern der Rednerin zum Schweigen. Mit vor Schadenfreude geradezu wollüstig geöffneten Lippen warten sie auf die Reaktion des Mädchens, zu dem liebenswert

zu sein ihnen im Namen der Mitmenschlichkeit nahegelegt worden war.

Auf derartige Momente zu gefasst, um sich durch sie gekränkt zu fühlen, sagt Helenya mit unbekümmerter Stimme: „Wenn man mich gleich doppelt dazu auffordert, gern – doch fasst Euch, Leutnant, Ihr werdet womöglich Dinge zu hören bekommen, die Euch nicht gefallen. Ich gehöre zu denjenigen Stimmen, die der Auffassung sind, das Unternehmen sei ein Fehler gewesen und wäre besser eine patriotische Phantasterei geblieben.“

„Und diese Überzeugung vertretet Ihr so stark, dass sie Euch hindert, Euer Glas auf unser Eotha zu leeren?“, fragt Estegon bedauernd, mehr aber wohl noch bestürzt über die heikle Situation, die er in seiner Naivität ausgelöst zu haben scheint.

„Mein Glas“, antwortet Helenya hart, „werde ich aus einem ganz anderen Grund nie wieder auf unser Eotha, seinen König oder seine Grenzen leeren, jeder der hier Anwesenden weiß warum, Ihr könnt es Euch später von einer Person Eurer Wahl erzählen lassen. Was aber den Krieg an der Egis-Schleife betrifft, so stehe ich mit meiner Auffassung keineswegs allein da, wenn auch die Stimmen, die sie vertreten, es in Kreisen wie diesem vermutlich schwerer haben, Gehör zu finden.“

„Aber Frau Helenya! Ihr seid sehr unerbittlich zu uns“, versucht der umsichtige Herr A***th zu beschwichtigen. Politische Diskussionen liegen ihm nicht, vermutlich weiß er kaum, wo die Stadt J*** genau liegt. Helenya indes tut ihm den Gefallen nicht, darauf Rücksicht zu nehmen.

„Unerbittlich?“, ruft sie. „So wagen wir doch die Probe! Ich sage, die Egis-Unternehmung war ein Fehler, und mehr als das, sie war ein geradezu räuberischer Überfall auf dieses Gebiet.“

„Da geht Ihr aber nun wirklich fehl, Helenya!“, sagt Estegon betreten.
„Wie könnt Ihr einen Krieg räuberisch nennen, der dem Zwecke diene, unseren bedrängten Landsleuten zur Hilfe zu kommen? Sie haben ein schweres Geschick zu tragen, denn sie sind Eotharier wie wir und standen, als das unselige Friedensabkommen vor so vielen Jahren geschlossen wurde, vor der Wahl, entweder ihre Heimat und all ihren Besitz zu verlassen, oder sich der Tschejkenischen Obrigkeit zu beugen, die darauf aus war, sie bei jeder Gelegenheit zu demütigen. Bei J*** ist Blut vergossen worden, eotharisches Blut, und da sollten wir tatenlos zusehen?“

„Es wäre niemals zu solchen Übergriffen gekommen, wenn sie denn überhaupt so blutrünstig waren, hätte es nicht einen maßlos ehrgeizigen Königssohn gegeben, der die Belange der eotharischen Adelsverbände im Egis-Gebiet meisterhaft für sich zu nutzen verstand und sich nicht davor scheute, ihre kleinmütigen Klagen und ihr gelegentliches Jammern zu völlig überzogenen Protesten anzuheizen, nur weil es gerade zu seinen Absichten passte! Die Tschejkenen haben die verbliebenen Eotharier nicht schlecht behandelt, sie haben ihnen, was nie ein eotharischer Fürst in vergleichbarer Situation getan hat, sofern er ehrlich erworben war, all ihren Besitz gelassen, und ihnen keines ihrer Rechte genommen, sieht man einmal von denjenigen ab, die sie verloren, weil der Tschejkenischen Bevölkerung ihre Rechte zurückgegeben wurden. Niemals hätten sie sich zu derart verstiegenen Forderungen hinreißen lassen, hätte Prinz Telargon sie nicht seit Jahren für seine Zwecke verblendet!“

Stille herrscht im kleinen Raum. Derart ungeheuerliche Reden wissen die Schwestern A***th nur mit erschrockenen Blicken zu beantworten. Einige der älteren Anwesenden schütteln traurig die Köpfe, nur wenige lassen erkennen, dass sie ernsthaft über Helenyas Worte nachdenken.

Estegon macht einen weiteren Versuch, etwas einzuwenden. „Es sind zahllose eotharische Adlige enteignet worden damals, Familien, die schon seit fast hundert Jahren in dem Gebiet ansässig waren!“, ruft er. Man sieht ihm an, dass er allmählich zu gekränkt ist, um noch länger darüber zu verzweifeln, Ursache der plötzlichen Misshelligkeit geworden zu sein.

„Und was ist mit den Stämmen, die in den Jahrhunderten zuvor das Gebiet durchzogen, und denen die Eotharier plötzlich sagten, sie dürfen es nicht mehr betreten, es sei denn als Arbeiter in ihren Plantagen? Die Tschejkenischen Reitervölker haben niemals Anspruch auf Gebietsbesitz erhoben, sondern nur darauf, das Gebiet weiterhin nutzen zu können, wie in der Zeit zuvor. Dass man Land auch als sein Eigentum beanspruchen kann, haben die Eotharier ihnen beigebracht. Doch als seien Prinz Telargons Hetzreden noch nicht genug gewesen, hat er die Stirn, unter dem Vorwand eines Manövers riesige Truppen ins Grenzgebiet zu ziehen. Ein Manöver direkt in Sichtweite der Geländemarken der vereinigten Tschejkenischen Völker, die sich ohnehin seit jeher von ihren Nachbarn bedroht fühlen, und durch die Äußerungen des Prinzen nun auch wirklich allen Grund dazu haben! Welcher Staatsmann, der auch nur einen Funken Verstand besitzt, kann auf einen solchen Gedanken kommen? Nein, was auch immer Ihr jetzt einwenden wollt, Estegon, einen dieser beiden Vorwürfe muss Euer Prinz sich gefallen lassen: nämlich entweder von unerträglicher Leichtgläubigkeit zu sein oder in böser Absicht gehandelt zu haben.“

„Nicht in böser Absicht, Frau Helenya“, sagt Kapitän T. „Er glaubte, im Interesse seines Volkes zu handeln, dem allein er sich als Königssohn verpflichtet sieht. Es mag sein, dass seine Sicht dadurch voreingenommen ist, so wie der Blick eines Freundes oder Verwandten stets voreingenommen ist zugunsten derer, die ihm nahe stehen. Ihr könnt also zurecht behaupten, dass es unklug war, einen Krieg zu

beginnen in dieser Zeit, in der das Reich mit Unruhen vieler Art zu kämpfen hat, und“, hier verneigte er sich leicht in Richtung des Angesprochenen, „wie Graf Estegon hinzufügen wird, mit Zerfallserscheinungen am Quell seiner Größe, nämlich dem Glauben seiner Untertanen an ihren König. Ein solcher weiterer Brand, das sagen viele besonnene Staatsleute, und es ist auch meine Auffassung, kann durchaus eine Gefahr für den Frieden sein, der seit so vielen Jahren in unserem Land herrscht. Doch es war eher der Eifer der Jugend, die ihn antrieb, und nicht böser Wille.“

„Damit ist erwiesen, dass ich keineswegs unerbittlich war“, sagt Helenya. „Ihr mögt mir entgegenhalten, dass gerade mein Blick nicht unparteiisch ist, denn auch ich bin, wenn Ihr so wollt, eine solche Familienangehörige. Doch immerhin wage ich es, Prinz Telargons Handeln in dieser Angelegenheit so zu deuten, wie man es mit Leichtigkeit deuten könnte, und wie es viele begeistert gedeutet hätten, ehe er die Königstreue wieder so in Mode brachte.“

„Prinz Telargon“, ruft Estegon empört, „hat uns alle wieder wachgerüttelt, hat sich vor uns gestellt und uns zugerufen: Seien wir mutig! Besinnen wir uns endlich wieder auf das, was uns ausmacht! Manchmal gibt es Entscheidungen, die dürfen nicht mit dem kühlen Kopf eines berechnenden Staatsmannes getroffen werden, und erst recht nicht mit der Grimasse des Spotts, die alle bei jeder Gelegenheit meinen schneiden zu müssen, aus Angst, jemand könne einen Rest von Leidenschaft in ihren Reden oder Taten entdecken. Das ist die Mode, wenn Ihr denn dieses Wort gebrauchen wollt, eingeführt, weil wir alle zu feige geworden sind zu bekennen, dass wir keineswegs außerhalb oder oberhalb der Ereignisse in unserer Welt stehen, sondern mitten darin. Weil wir aber mitten darin stehen, dürfen, ja müssen wir auch Entschlüsse aus der Hitze unserer lebendigen Herzen heraus fällen, nötigenfalls sogar wider die Vernunft. Wenn wir das tun, dann fehlt es

ja auch nicht an Tatkraft und Bereitschaft zum unerschrockenen Handeln. Oft genug muss am Ende die träge Vernunft den Entschluss dann als richtig anerkennen: Ganz wie es in diesem Fall geschehen ist.“

„Wohl gesprochen, Leutnant Estegon!“, sagt Frau A***th, und gibt damit unmissverständlich zu verstehen, dass sie eine Vertiefung dieser Diskussion, die unweigerlich zu weiteren Frivolitäten führen würde und darüber hinaus ihre Töchter aus dem Zentrum des Gesprächs zu verbannen droht, nicht wünscht. Nur allzu gern pflichten die anderen ihr bei. Die ausgelassene Stimmung wird wieder hergestellt, indem man erst ein Glas auf die tapferen Scharen Prinz Telargons leert, und sich anschließend einer der älteren Offiziere ans Klavier setzt, womit er die Messe alsbald zum leeseitig abschüssigen Tanzboden macht. Der Kapitän aber blickt noch eine Weile ernst vor sich hin, und Helenya scheint, die Worte Estegons seien ihm nicht aus dem Sinn gegangen.

„Die Vernunft der Hitze des Herzens Recht geben!“, sagen seine Mienen. „Wenn Ihr Euch da nur nicht täuscht.“

3.

Der Nordwind blies, zerschnitt den Nebel in Schwaden. An Deck war ein weiteres Wendemanöver in vollem Gange. Lautlos hoben sich die Segel am Großmast, die schmalen Klüversegel aber begannen zu flattern, und während das Schiff sich langsam drehte, bot der junge Mann aus alter Familie Helenya halb schüchtern, halb trotzig den Arm, um sie zur anderen Seite zu führen. Dort stellten sie sich wieder in den Windschatten.

„Nun wird es nicht mehr lange dauern, bis wir den Hafen erreicht haben“, sagte er. „Wenn ich richtig gehe, halten wir jetzt geradewegs auf die Anlegeplätze zu.“

Dass er so genau zu wissen glaubte, wo sie waren, verdiente durchaus Bewunderung. Helenya hatte immer gedacht, sie besäße einen guten Blick für die Formen des sie umgebenden Geländes sowie einiges Geschick darin, anhand ihrer Besonderheiten Wege wiederzufinden, wenn manch anderer längst ohne Orientierung war. In dem Ödland, das nun dann und wann aus dem Dunst auftauchte, suchte sie jedoch vergebens nach einem Punkt, an den sie sich bei einer späteren Rückkehr hätte erinnern können; nicht einmal schien ihr möglich zu unterscheiden, was von den ungestalten Landstrichen Schäre war und was die eigentliche Küste. Eine Bucht glich der anderen vollkommen, zerklüftete Felsen und darunter Wasser von seltsam graubrauner Farbe, manchmal am Scheitelpunkt ein Stück schmutziger Steinstrand. Auf dem farblosen Gras der Hügelkuppen hatte sich eine dünne Schneeschicht gesammelt.

Kaum vorstellbar, dass es in einem solchen Land mit solchen Frühlingen Wälder geben sollte, wie man sie ihr für Elingath verheißen hatte. Ein aromatischer Duft lag ihr plötzlich in der Nase, zwischen hellen, fast weißen Felsen von erstaunlicher Schroffheit wachsen Alven dicht an dicht, die winzigen, dunkelgrünen Blätter lassen kaum Licht durch. In den Knospen der jungen Triebe sind duftende Essenzen enthalten, es ist noch Frühling, sie haben sich gerade erst entfaltet, und die Dünste, die sie verströmen, hängen so dicht in der warmen Luft, dass Helenya irgendwann meint, sie werde bald anfangen, Trugbilder zu sehen. Unter dem niedrigen Baldachin der widerspenstigen Zweiglein geht sie auf Pfaden, die voller Schafskot liegen. Immer, wenn sie den dumpfen Geruch von Schafskot riecht, wird sie künftig an die Zwergwälder von Alvahar denken müssen, sagt sie später lachend zu ihrem Vater.

Erstaunt stellte sie fest, wie viele Wälder sie schon gesehen hat. Ihre Gedanken verließen das Königreich am Weißen Gebirge und flogen

quer über das westliche Land, bis zu der unermesslichen Gebirgsgruppe, die den Kontinent in zwei Hälften teilt. Das Silangirtal ist trocken und nur spärlich bewaldet, auf der östlichen Seite jedoch erstrecken sich blasse Gebirgswälder längs der alten Handelsstraße, die aus Yilda hinauf zum Pass führt. Aus engen Tälern wachsen glänzende Stämme empor, deren Wurzeln nicht auszumachen sind in der Tiefe, und doch überragen die weit verzweigten Kronen den Weg. Flechten von gewaltiger Länge hängen aus ihnen herab wie Tropfsteine von einem schwarzgrünen Höhlendach.

Je weiter man der Straße ins Gebirge folgt, desto bizarrer sind die Bäume. Immer kleiner werden sie, sind aber so knotig, dass es scheint, es müsse nur jemand ihre Stämme und Zweige auseinanderdrehen, um sie auf dieselbe Größe zu bringen wie die ihrer mächtigen Geschwister in den tieferen Regionen. Manchmal sitzen sie auf dem nackten Stein, ihre Wurzeln wie ein dichtes Knäuel von Schlangen darum herum gewunden. An klaren Tagen heizt die Sonne den zunehmend felsigen Boden auf, dann gibt es warme Winde, die an den Hängen empor strömen, und sie tragen allerlei Insekten, Käfer in leuchtenden Farben, manchmal sogar Schmetterlinge mit sich. Man freut sich bis zum Entzücken daran, sie in solcher Höhe noch anzutreffen, hat man aber dann den Pass erreicht, wo nichts mehr wächst, kann man sie überall wiederfinden: erstarrt in der eisigen Luft und herabgestürzt, ihre Farben, Magenta, Türkis, Nachtblau, schimmern im Schnee konserviert wie die Seidenstoffe, die der Vater webt.

In den Flusswäldern im Yildenischen Tiefland machen nachts die Tiere ein Geschrei, dass man kaum schlafen kann. Man täut die langen Boote, denn nur in Booten kann man dort reisen, in einem ruhigen Ufergewässer aneinander, und einer bleibt auf, der Wache hält, um nach unerwünschtem schwimmenden Besuch Ausschau zu halten. Dann liegt man unter einem Gazehimmel, Haut und Kleidung sind

klamm von der Feuchte der Luft oder auch von der Hitze, die selbst bei Dunkelheit bleibt, hört das pechschwarze Wasser unter sich gurgeln und ist doch froh, nicht an Land zu müssen. Tagsüber gleiten sie über fließende Meere, die sich nach und nach in unzählige Arme teilen, ein bald spiegelndes, bald träge grünes Adersystem. Die Baumgiganten rings herum tragen auf ihren Wurzeln, Ästen, in den Schründen ihrer Rinde jeder seinen eigenen kleinen Wald.

Ob die Ländereien, überlegte Helenya, die ihr Onkel in Elingath besitzt, wohl sind wie der Norden des eotharischen Festlandes? Sie rief sich magere Fichten ins Gedächtnis, die zwischen moosigen Felsen und Heidelbeergestrüpp vor sich hinfaulen, bis sie schließlich der leeren, nicht einmal mehr hügeligen Ebene Platz machen. In Dilgírgól, so heißt die Gegend, läuft das Land gleichsam aus, ehe es sich ins Nordmeer stürzt, ist öde wie das Wasser, lange bevor es die Küste erreicht. Genau die Art von Besitztum, wie es sich ein ehrgeiziger Mann und Held des Stammlandkrieges wünschen kann.

Estegon an ihrer Seite wurde unruhig. Segel um Segel sank schlaff herab, das Schiff verlor an Fahrt und dümpelte schließlich auf Hafenkranen zu, die plötzlich aus der Wolkenverhüllung aufgetaucht waren. Nirgends hatte Helenya Anzeichen auf städtisches Leben erblickt, überhaupt kaum eines auf irgendwelches Leben, sieht man einmal von einigen Schafen ab, die auf den Hügeln umherirrten. Nichts war zu hören gewesen als das Wogenrollen und Vogelschreien, und plötzlich ragten Kräne in den Himmel, die doch auf Geschäftigkeit, auf Arbeiter*innen, auf Speicherhallen, Fuhrwerke, Trockendocks und Hafenspelunken verwiesen.

„Ist Galagath eine Geisterstadt?“, fragte sie, um Estegon die Sentimentalität zu nehmen, die der bevorstehende Abschied offenbar in ihm auszulösen drohte.

„Um diese Zeit schon“, lächelte er sofort. „Die Schifffahrt hat ja noch gar nicht wieder richtig begonnen, die meisten Segler liegen auf ihrem Winterplatz, und nur wenige kommen vom Festland. Sie fürchten das Eis, das manchmal um diese Zeit noch von der Ostküste in die südlichen Gewässer Káras treibt. Deshalb werdet Ihr einen Hafen sehen, der sich sozusagen aus seinem Schlummer erwachend gerade erst zu räkeln beginnt.“

Er schwieg. „Helenya...“

Sie wandte ihm den Blick zu und glaubte endlich zu erraten, was er auf dem Herzen hatte.

„Aber Estegon“, sagte sie, „missversteht mich nicht, ich bin Euch nicht gram wegen gestern! Ihr mögt das nicht, wie ich wohl gehört habe, aber ich trage Eure ‚Grimasse des Spotts‘ zuweilen recht gern. Das dürft Ihr Euch nicht nahe gehen lassen.“

Er schien noch nicht vollends befriedigt. Zweifelnd oder vielleicht auch prüfend betrachtete er sie, möglich, dass seine feinen Sinne argwöhnten, sie spreche nicht ganz die Wahrheit.

„Kommt“, fügte sie hinzu, „Ihr könntet doch ebenso ärgerlich auf mich sein, denn ich habe mich gestern hitzig und vermutlich sogar unhöflich aufgeführt, womit ich meinen Teil beigetragen habe zu unserem kleinen Skandal.“

„Dann“, fragte er treuherzig, „wird es Euch nicht zu sehr missfallen, wenn ich Euch sage, dass wir uns wirklich schon in wenigen Wochen wiedersehen könnten?“

„Wie soll das möglich sein?“, rief sie.

Durch diese Gemütsregung gleichsam ermuntert erklärte er sich endlich: „Man hat mir gestern wirklich noch Eure ganze Geschichte erzählt, und ich weiß jetzt, dass Ihr nach Kára gekommen seid, um bei Eurem Onkel Erodin von Elingath in Schloss Elingath zu leben. Ich kenne die Grafschaft sehr gut, denn ehe ich mich freiwillig für die Egis-

Schleife meldete, war ich bei einem Regiment, das dort nahe der Stadt Ciáed liegt. Es ist sehr gut möglich, dass man mich nach meinem Urlaub dorthin zurück schickt, bis ich vollends genesen bin.“

„Dann werden wir uns wohl Mühe geben müssen, einander nicht mehr allzu sehr zu verärgern“, schmunzelte sie, ihre Fassung wiedergewinnend. „Ansonsten sehe ich keinen Hinderungsgrund für eine gute Nachbarschaft.“

Abermals schweigend blickte er zu Boden. An seinen Schläfen zuckten feine Äderchen, und zu ihrem Entzücken sah sie, dass er seine Unterlippe biss.

„Helenya“, sagte er schließlich noch leiser als beim ersten Mal, „ich wusste das nicht, das mit Eurem Vater. Wie muss ich Euch gekränkt haben.“

Eine Bö beißt ihre Wangen, für einen Moment glaubt sie, plötzlich befänden sie sich wieder oben auf dem Kamm, wo ihnen schon vor Stunden der Boden unter den Füßen weggeflogen war. Doch hier hat noch überhaupt kein Schnee gelegen, was ihr da entgegenschießt, stammt aus dem Himmel, ist der Aufprall einer ungeheuerlichen Sturmwolke mit Sturzseen aus Eis. „Nimm meine Hand!“, hört sie den Vater rufen. Im selben Augenblick hat sie sich schon an seinen Arm geklammert. Die Brandung kommt von überall, sie weiß nicht einmal, ob ihre Füße noch nach unten zeigen.

„Aber Ihr könnt doch nicht glauben“, hörte sie sich sagen, „ich erwarte von einem Soldaten, der im Gefecht war, dass er vertraut sei mit den Strafprozessen der Stadt Gilgaad! Nein, wenn ich sagte, wir dürfen uns künftig nicht mehr gegenseitig verärgern, so meinte ich mit unseren politischen Ansichten, die mir dafür ausreichend Stoff zu bieten scheinen. Etwas anderes habe ich Euch nicht nachzutragen, auch wenn mir allmählich scheint, Ihr hättet es gern so.“

Den letzten Satz hatte sie so freundlich gesprochen, dass er wirklich keine erneuten boshaften Absichten mehr darin finden konnte.

„Nun, was das betrifft“, sprach er errötend, „werde ich schon noch auf Mittel und Wege sinnen, Euch meine Ansichten annehmbar zu machen. Reicht Ihr mir die Hand? Ich meine es aufrichtig, es wäre mir eine wirkliche Freude, Euch wiederzusehen.“

Warm fühlte sie seine Hand in der ihren, einen Augenblick länger als nötig hielt er sie fest.

„So lebt denn wohl, Helenya, auf bald“, sagte er dann.

„Auf bald.“ Seinen Namen zu wiederholen brachte sie jetzt nicht mehr über sich.

4.

Oberhalb der Baumgrenze liegen noch Dörfer. Niedrige Lehmhütten, einige auch aus Stein, drängen sich auf den Halden unterhalb weißer Gipfel, umfriedete Weideplätze hegen zottige Rinder und Ziegen, die ebenso zottige Kräuter von ihren kurzen Stielen rupfen.

Helenya ist ein wenig böse auf den Vater, dem es plötzlich einfällt, sie wie eine Zierpuppe zu behandeln. Wie sie es gewohnt war, hatte sie ihm helfen wollen, die Fracht aus den Kisten in tragbare Körbe umzuladen, da der nun noch vor ihnen liegende Teil der Passstraße schon lange nicht mehr mit Fuhrwerken zurückgelegt werden kann. Er aber hatte gesagt, sie solle lieber ihre Kräfte für den Aufstieg sparen und sich einstweilen in ihre Kammer begeben, während er die Arbeit allein besorgen wolle. Manchmal hatte er solche Anflüge von Zuvorkommenheit, vermutlich der sich in der letzten Zeit mehr und mehr häufenden Stimmen wegen, die ihm vorwerfen, er handle grausam an seiner Tochter, indem er sie aus Selbstsucht auf jede seiner

Reisen mitnehme. Auch wenn sie gewöhnlich zusammen über solche Reden zu lachen pflegten, kann es an einem Vater doch nicht spurlos vorbei gehen, wenn man ihn der Vernachlässigung seines Kindes zeigt, ihm vorhält, dass die Zeit vorbei sei, in der allein die Eltern über den Werdegang ihres Nachwuchses bestimmen, oder dass auch für junge Frauen nichts über eine höhere Ausbildung gehe. Munter hatte sie ihm also versichert, sie sei überhaupt nicht müde und werde gewiss nicht in ihre Kammer gehen, sondern, wenn er ihre Hilfe unbedingt ablehne, einen Gang durch das Dorf machen – und dann sei das Auspacken von Kisten am Ende wohl noch kräftesparender. Mit ungewöhnlicher Strenge aber beharrte er darauf, allein zurecht zu kommen, und mehr aus Überraschung als aus Einverständnis hatte sie sich gefügt. Nun schlendert sie missmutig an den Weidezäunen entlang, wo die seltsamen Nutztiere sie mit dumpfen Augen anschauen; das strähnige Fell trieft ihnen vor Nässe. Es hatte einen leichten Nieselregen gegeben, als sie ankamen, der jedoch bereits wieder aufhört; über dem Tal, in dem die Passstraße verschwindet, ist der Himmel sogar schon klar, nur an den Kämmen auf der gegenüberliegenden Seite hängen noch zerfaserte dunkle Wolken. Die feuchte Jahreszeit steht bevor, die dem tiefen Land heftige Regenfälle und dem Gebirge Massen von Schnee bringt. Spät dran sind sie in diesem Jahr mit der Passüberquerung, und als die Wolken sich zu verdichten begannen, hatte der Vater besorgt zugeschaut. Sollte es möglich sein, dass sie es nicht mehr rechtzeitig auf die andere Seite schaffen? Nein, denkt Helenya jetzt, morgen werden sie sicherlich noch gehen können. Auf den Weiden sieht man Mauerreste. Um tafelartige Stufen ziehen sie sich, dazwischen sind sogar manchmal zerborstene Treppensteine zu erkennen. Herabgerutschtes Geröll unterbricht die Struktur, oft sind die Fundamente porös geworden, die Terrassen abgestürzt, manchmal sind nur grasige Wälle übrig geblieben: Menschen haben die noch

brauchbaren Steine der verlassenen Häuser abgetragen und sie neu verbaut, das Übrige besorgten Frost und Sturm.

Wer mit aufmerksamem Blick den Weg zum Pass hinauf geht, kann überall solche Ruinen entdecken. Das sei wie mit den Agaven, hatte Helenya zu ihrem Vater gesagt, als sie ihr zum ersten Mal aufgefallen waren. Alte Triebe sind herabgesunken, ein paar vermoderte Blätter sieht man noch, manchmal auch nur den knorrigen Blütenstock, während sich anderswo neue Pflanzen entfalten, wachsen, verholzen. „Dieser Agavenwald stirbt“, hatte der Vater darauf geantwortet.

Wie viele solcher vergangener Wälder wohl in der Erde liegen, auf der sie selbst aufgewachsen ist, fragt Helenya sich. Die Yildenen, die diese Mauern errichteten, beherrschten einmal nicht nur das östliche, sondern auch weite Teile des westlichen Landes; dort aber haben die Zeit und das sich ausbreitende Reich Eotha fast alle ihrer Spuren getilgt. Das alte Gewächs wurde überwuchert von einem anderen, neuen, und zurückgedrängt hinter die Berge, über die es einmal gekommen war. Aber es gibt noch Menschen, Papa, die sich erzählen, wie der Wald einmal aussah, denkt Helenya jetzt trotzig. Sie steigt schmierige Stufen hinab, der feine Regen hat den Staub darauf aufgeweicht und einen rutschigen Film gebildet. Unten plätschert Wasser. Zusammen mit Be***g, einer Geologin, die vor zwei Jahren mit ihnen gereist war, hatte sie diesen Ort entdeckt. Am Eingang einer Klamm sprudelt eine Quelle aus dem Fels, auf der anderen Seite ist ein Vorsprung, über dem sich eine niedrige Höhle auftut. Zu beiden Seiten des Eingangs findet man den Fels behauen, Reliefs von Figuren müssen ihn einmal mit ausdrucksvollen Bildern geschmückt haben, denn obgleich Gliedmaßen abgesprungen sind und Gesichter und Körper kaum noch Struktur haben, sind anhand der Umrisse Gebärden und Körperhaltung oft noch zu erkennen. Selbst in ihrer Verstümmelung erzeugen sie einen eigentümlichen Eindruck von Bewegung, in der keine Handhaltung,

keine Neigung des Hauptes, kein Setzen der Füße an irgendetwas erinnert, das man aus eotharischem Umgang kennt. König Brahindra, wussten die Träger, der größte Herrscher der Yildenen, habe dort um seine Geliebte getrauert, sieben Tage und sieben Nächte lang, und nur von dem Wasser der Quelle habe er sich ernährt, in die sich seine Tränen gossen, und als er wieder zu seinen Getreuen trat, die weiter unten am Eingang der Schlucht lagerten, da sei es an ihnen gewesen zu staunen: Seine vormals nachtschwarzen Augen hätten einen wehmütig blauen Schimmer gehabt, wie eine späte Abenddämmerung oder die gerade beginnende Dämmerung des Morgens. Niemand hatte mehr an ihn geglaubt, den Vielgeprüften, der Verlust der mutigen Pakelaia müsse ihn endlich gebrochen haben, sagte man. Brahindra aber, der Tiger, fiel ein weiteres Mal auf seine Füße; wie er es verheißen hatte schritt er den Seinen voran in die Berge und schuf am Silangir über den Egis-Quellen seine weiße Stadt. Einen Menschen von seiner Kraft werde die Welt vielleicht nicht noch einmal sehen.

„Hast du wieder Mauern angestaunt?“, fragt der Vater, als sie zur Herberge zurückkommt. Sein freundlich neckender Tonfall ist alles, was sie an Entschuldigungen zu erwarten hat.

„Prinzessin Helenya sucht nach ihrem Königreich“, sagt sie, doch verzeiht ihm mit einem resignierenden Seufzer.

In der Nacht schläft sie nicht, das ist nichts Neues. Hellwach liegt sie in ihrem Bett und fühlt ihr Herz schlagen, während draußen flackernde Sterne vorbeigleiten. Be***g hatte damals berechnet, dass die Dörfer schon gut viertausend Meter über dem Niveau der Hafenstadt Liù liegen, in der sie vor Wochen angekommen waren.

Noch bevor der Vater an die Tür ihrer Kammer klopft, steht sie auf und kleidet sich an, wäscht sich mit eiskaltem Wasser am Brunnen im Hof das Gesicht. Schweigend essen sie im Schein des Herdfeuers in der

Küche flaches Brot und ein scharfes Gericht aus Fleisch und Gemüse, das man ihnen reicht.

In den Dörfern wird man erst mit der Dämmerung aufstehen, sie werden dann schon zwei, drei Stunden gegangen sein. Helenya bevölkert sich die Stille mit Bildern aus der Zeit König Brahindras, als der Pass als wichtigster Verbindungsweg zwischen den beiden Teilen des Reiches eine letzte Blüte erfährt. In riesigen Schlafsälen und Zeltstädten beginnt es sich zu regnen, man drängelt sich an Brunnen, Stallungen, Feuerstellen, und trotzdem der Weg so gut erschlossen ist wie jetzt die bekannten Handelsstraßen im eocharischen Tiefland, schaut man bang nach dem Himmel. Hat der Bengaïl die Gabe gütig angenommen, die man ihm am Abend zuvor in einem der kühlen Opfertempel gebracht hat? Er hat, die Luft ist klar, die letzten Sterne der Nacht zeigen an, wo noch Himmel ist und wo der Berg beginnt. Hastig schlingt man herunter, was man zum Frühstück vorgesetzt bekommt, andere brechen auf ohne zu essen, sie werden später, auf ihren Wagen sitzend, das Versäumte nachholen. Eine Karawane nach der anderen erkämpft sich ihren Zugang zur Straße. Ein nicht abreißendes Band von Lampen schlängelt sich die dunklen Schutthänge hinauf, im Dorf lächelt man über die Leuchtpunkte, die zunächst noch langsam voran kriechen, bald aber schon ins Stocken geraten, schließlich stehen. Auf der schmalen Straße kann man kaum überholen. Bleibt ein Fuhrwerk liegen, zieht das Lasttier des Vordermanns zu langsam, stauen sich die Karren, weil das Gelände steiler wird, löst sich eine Kiste und jemand muss anhalten und seine Ladung bergen, so erhebt sich von hinten ein Schimpfen und Murren; die Fußgänger versuchen, Wegwindungen abzukürzen, drängen sich durch die Wartenden hindurch, andere aber stehen in unerschütterlicher Geduld an ihrem Platz, bis es weiter geht: Was hilft es sich zu ärgern, das wird den Stau nicht bessern, also lieber mit angefasst oder einfach

umherguckt, schaut doch, wie ein Gipfel nach dem anderen tiefrot zu glühen beginnt! Yilda! Yilda! Wie prächtig bist du.

Mit dem Tageslicht tauchen Straßenhändler auf, sie bieten den Reisenden Tee oder kleine Imbisse an. Die weniger Eiligen halten am Weg zu einer Rast oder kehren in eines der zahlreichen Speisehäuser ein; wer es am Abend versäumte, sucht einen der auch hier überall in den Fels geschmiegteten Gebetswinkel auf. Hart klingt das Läuten der Glocken an verzierten Bogengewölben durch die helle Luft; man muss sie ziehen, um den Göttern sein Kommen zu melden, hat man sie sich gewogen gemacht, werden sie vielleicht zulassen, dass man sich in Regionen versteigt, die nicht für den Menschen geschaffen sind.

Wie einsam, denkt Helenya, zittern die Fackeln ihrer Karawane nun unter den unförmigen Gebilden, die erst noch Gipfel werden müssen! Schon immer haben die Menschen sich unbehaglich gefühlt in der Höhe, und bald Wege gesucht, um das Gebirge zu umgehen.

Der Vater blickt misstrauisch zum Himmel. Dünne Wolkenstreifen scheinen darauf zu treiben, mühsam blinzeln die erlöschenden Sterne durch sie hindurch. Als das Gebirge sich zu gestalten beginnt, stehen die vertrauten Eisbrüche und Gratzacken wie an falscher Stelle, der ewige Gletscherschnee glüht nicht, sondern glimmt nur ein wenig. Sie haben sich über Nacht bewegt, die Gipfel, denkt Helenya, und sind so nahe an uns herangekrochen, um sich davon zu überzeugen, dass dort tatsächlich noch Menschen über den Pass wollen an diesem letzten Versuch eines klaren Tages.

Die Träger geben sich unbesorgt. „Wir werden nur auf das Mädchen Acht geben müssen“, antworten sie lachend, als der Vater fragt, ob das Wetter wirklich halten werde. „Keine Zeit dieses Mal, zu den Mauern zu laufen!“ Dann schultern sie ihre Last fester und gehen mit beschleunigtem Schritt. Ob sie die Mauern, nämlich die Reste der Stadt Silangir Fateh auf der anderen Seite des Passes, zumindest noch *sehen*

wird, fragt sich Helenya bald. Schon jetzt fühlt sie, wie die Mattigkeit sich in ihrem Hinterkopf festsetzt, sie kann die Augen nicht mehr von dem brüchigen Gestein unter ihren Füßen heben, ohne zu straucheln. „Halt!“, ruft der Vater. Keuchend lehnt sie sich gegen einen Findling. „Es hilft nichts, in einem durch schaffen wir es nicht.“

Die Träger setzen die Körbe ab, bleiben aber auf dem Weg stehen, eine stumme Aufforderung. Wenn sie sich jetzt hinsetzt, wird nichts auf der Welt sie wieder auf die Beine bringen, denkt Helenya. Sie lässt sich etwas süßen Tee geben und versucht, ihren Atem zu beruhigen: Ihr Brustkorb schmerzt, als schnüre ihr jemand auf dem Rücken die Muskelbänder überkreuz. Längst schon sind die Dörfer unter dem Hang verschwunden. Das Gelände wird sich jetzt etwas abflachen, aber endlos zieht sich die Straße das Tal hinauf, bevor sie linkerhand die grauschimmernden Halden des Gahalalwiri hinaufklettert, des höchsten Gipfels in diesem Teil des Gebirges. Das ist das letzte und kraftzehrendste Stück ihres Anstieges.

Allmählich werden die Träger unruhig, wenn sie sich auch Mühe geben, es nicht merken zu lassen. Schneefahnen flattern an den Graten über ihnen, die man gegen den milchigen Himmel kaum noch sieht. Sie reicht ihrem Vater die Hand und hilft ihm auf die Füße. Er taumelt.

„Wenn wir nicht mindestens eine Stunde schneller oben sind als sonst, werde ich Grund haben, an meinen Kräften zu zweifeln“, lacht er.

Obwohl sie auf den Beinen geblieben war, sperrt ihr Körper sich gegen das Angehen. Bald scheint ihr, durch ihren Leib gehe ein Riss, der den Kopf von den Beinen trennt: Was diese tun, wohin sie treten, wo sie abgleiten, sich zitternd emporstemmen, weiß jener nicht mehr, dumpf holpert er ihnen hintendrein. Gahalalwiri heißt Grenzstein, fällt ihr ein. Dann stutzt sie: Zu solch plastischen Vorstellungen von der Größe einer Gottheit und der Unermesslichkeit ihrer jenseits der

Menschentäler in verborgenen Sphären gelegenen Welt können nur Gebirgsvölker kommen.

„Halt!“, hört sie von fern die Stimme des Vaters. Erst da sieht sie, dass sie zurückgefallen ist. Einige der Träger wenden sich um, aber als hätten sie es abgesprochen, bleibt keiner mehr stehen, sondern sie verlangsamen nur eine Weile den Schritt. Helenya heftet ihren Blick an die Fersen des Vaters. Sie muss aufpassen, dass sie im Sichtfeld ihrer gesenkten Augen bleiben, dann wächst die Tiefe am raschesten. *Der Bengaïl trampelt im Geröll, der Bengaïl trampelt im Geröll*, skandiert es jetzt pausenlos in ihrem Kopf.

Sie schrickt auf: Der Vater hat sie an der Schulter gerüttelt und nimmt ihren Arm. „Wir werden es höchstens bis ins Lager schaffen“, sagt er finster. Mit erschrockenen Mienen blicken die Träger ihn an.

Als sie die Passhöhe erreichten, zuckt das Land vor ihren Augen. Sie muss sie mit den Händen beschirmen, um sie gegen den Wind offen halten zu können. Doch selbst die Träger, die in diesem Tal aufgewachsen sind und den Pass mehrmals in einem Sommer überqueren, halten einen Augenblick inne. An den Gipfeln der Westseite hängen dicke Wolkenwalzen, gleiten die Hänge hinab, als hielten diese einen Stausee von Gewölk, dessen Flut nun dabei ist, überzulaufen. Von hinten kriecht der Himmel in immer dunkler werdenden Streifen heran. Helenya schaut und kämpft gegen Tränen, die sich gewaltig wie noch nie in ihrem Leben Bahn brechen wollen. „Ich frage mich, ob Ihr wirklich ein Narr seid, Zarodir von Elingath, wie es die meisten Eotharier zu glauben scheinen, oder ob Ihr nicht doch einen Grund habt, Euch, Eure Fracht und vor allem das Leben Eurer Tochter solchen Gefahren auszusetzen“, sagt ein Offizier, als sie das Militärlager erreichen. Helenya hätte ihn gern für diese Respektlosigkeit zurechtgewiesen, doch sie weiß, dass das der Art ihres Vaters nicht entspricht; er pflegt selbst derart offenkundige

Beleidigungen zu übergehen und zu antworten, als hätte er eine normale, höfliche Behandlung erfahren. Als der Soldat ihr jedoch mit einem anklagenden Blick auf ihren Vater die rotgefrorenen Wangen streicheln will, wehrt sie mit einer harschen Bewegung seine Hand ab. „Wir erbitten nur Unterkunft für die Nacht“, sagt sie, „so wie es in diesem Lager recht und billig ist, denn es wurde für die Passbegeher errichtet. Alles Weitere lasst bitte unsere Sorge sein.“

Das anmaßende Lächeln des Mannes macht sie rasend, und mehr als das, aus einem Grund, den sie sich nicht erklären kann, beunruhigt es sie.

„Ein Quartier sollt Ihr bekommen“, sagt er. „Ruht Euch von diesen Strapazen aus, morgen wollen wir uns dann wiedersehen, um genauer zu erörtern, wo in diesem Fall die Zuständigkeiten liegen.“ Mit einem galanten Lächeln bietet er ihr den Arm.

„Ich habe es allein zum Pass hinauf geschafft, Hauptmann“, weist sie ihn frostig zurück, „ich denke, da schaffe ich auch diese Schritte noch allein.“ Abend folgt sie seinem Lachen wieder hinaus in den Sturm.

Man gibt ihnen ein Zimmer im oberen Geschoss einer schmalen Baracke. Es ist erst später Nachmittag, doch Helenya ist so erschöpft, dass sie sich auf ihr Lager legt. Ihr Vater scheint unruhig, als müsse er noch einmal durch den Schnee, als wäre er nicht in diesem unfreundlichen, aber doch immerhin sicheren Quartier geborgen. Auch sie wäre nun lieber in einer der engen Stuben der Bergdörfer, die wenige hundert Meter tiefer im Tal wieder beginnen. Dort wärmt der vom Feuer aufgeheizte Lehm Boden, anstatt zu faulen wie die Dielen dieses Gemachs, dort hört man jemanden beim Kornmahlen singen, den Stößel rhythmisch in dem Gefäß auf und niedersausen oder gedämpfte Stimmen in einer lallenden Sprache hin und her gehen, während man selbst allmählich auf dem Teppichlager eindämmert. Doch von den Dörfern trennt sie eine jähe Geländestufe, die schon bei ruhigem Wetter

nicht gefahrenlos zu überwinden ist: Aus ihrem Schoß dringen die ersten Wasser des Egis, schießen aus dröhnenden Kammern oder sprudeln vom Grund des tiefblauen Sees empor, als hätte man auf dem zurückgelegten Weg nicht schon genügend gestaunt.

Es dämmert, der Vater entzündet eine Kerze und setzt sich am wackeligen Tischchen beim Fenster nieder. Was schreibt er da, fragt sie sich, das ist doch eine Feder, die über Papier kratzt? Sie schafft es nicht, den Kopf zu heben, so zerschunden von seinem mühsamen Geschäft, den Füßen hinterherzukugeln, will er mit aller Macht bleiben, wo er ist: auf ihren Rucksack gebettet, halb unter der Decke verborgen. Als sie erwacht, ist es völlig dunkel vor dem Fenster, auch die Kerze ist erloschen. Helenya erhebt sich und blickt hinaus. Der Sturm hat sich fürs erste gelegt, zwischen abziehenden Wolkenfetzen schimmern sogar schon wieder einzelne Sterne. Die Hütte steht in einem Trichter aus Schnee. Sie bemerkt, dass sie bis zu dem Felsabsturz sehen kann, der sich hinter dem Lager erhebt. Dort oben, in völlig exponierter Lage auf einem gewaltigen Vorsprung, thronten einst die Mauern von Silangir Fateh. Immer schon hatte sie einmal dieses Netz aus Stiegen, Plätzen, Wehranlagen und Mauerquadraten aus der Nähe beschauen wollen, doch weil ihr Vater es als zu gefährlich angesehen hatte, war dieser Wunsch erst in Erfüllung gegangen, als Be***g sie begleiten konnte und darauf bestand, sie müssten unbedingt im Dienste der Wissenschaft zusammen dort hinauf.

„Kannst du nicht mehr schlafen, Helenya?“ Der Vater sitzt aufgerichtet gegen die Wand am Kopfende seines Lagers gelehnt. „Komm zu mir! Hinausschauen kannst du auch von hier.“

Am nächsten Morgen findet sie sich neben ihm zur Seite gesackt und nach der Wand gedreht; er aber sitzt noch immer in derselben Position, als habe er sich gar nicht mehr bewegt. Seine letzte Nacht in Freiheit hatte Zarodir von Elingath durchwacht.